



Der Christenbote

♦ ♦ ♦ Monatsblatt ♦ ♦ ♦

für die deutschen evangelischen Gemeinden in Santa Catharina
und in Mittelbrasilien.

Herausgegeben von der Evangelischen Pastoralkonferenz von Santa Catharina und der Synode Mittelbrasilien.

17. Jahrgang.

Blumenau, im Februar 1924.

Nr. 2.

Der Sündenfall.

Das Weib schaute an, daß von dem Baume gut zu essen wäre, weil er flug mache; und nahm von der Frucht und aß und gab ihrem Manne auch davon, und er aß. 1. Mos. 3, 6.

Sünde, was ist's? ein Rätsel. Die Frucht der Sünde, der gesamte Todesjammer auf Erden, ist ja vor Augen; — aber die eigentliche Natur der Sünde selbst, die Wurzel derselben, — wer hat sie ganz erkannt?

Heilung ist nur möglich, nachdem der Sitz der Krankheit erkannt ist. So werden wir am ehesten etwas von der innersten Natur der Sünde erkennen, wenn wir sie in ihrem Ursprung betrachten.

Was ist die Natur der Sünde in ihrem Ursprung? Was für eine Sünde war die der ersten Menschen? War's Ungehorsam? Das war doch schon Tat, vollendete Sünde, aber nicht der Ursprung. Wie konnte Ungehorsam herkommen bei Geschöpfen, die, zum Bilde Gottes geschaffen, nichts besser verstanden, als sich lieben zu lassen und zu lieben in seliger Kindesabhängigkeit von Gott? Ehe es zum Ungehorsam kommen konnte, mußte ja dies selige Verhältnis getrübt worden sein. — Und das geschah durch einen vom Satan ins Menschenherz geworfenen Funken, die Lust, zu sein wie Gott, d. h. selbständig, unabhängig von Gott zu sein.

Das sollten die Menschen auch werden nach Gottes Willen. Wenn sie sich von dem Lebensbaum an Lebenskraft aus ihrem Gott genährt hätten, dann hätten sie auch von dem Baum der Erkenntnis essen können; hätten ohne Gefahr, aus ihrer Gemeinschaft mit Gott heraus das Böse erkennen, mit ihm kämpfen und frei das Gute wählen können, in wahrer Selbständigkeit, die zum Ziele Gottes bei der Schöpfung gehörte. Denn wahre Selbständigkeit kann nur bestehen aus dem Zusammenhang mit dem Schöpfer heraus. Wenn sich aber das Geschöpf vom Losreißt, so gibt's nur eine Scheinselbständigkeit, die eine große Satanslügen ist, denn sie ist nichts andres, als die tiefste Knechtschaft.

Um die armen Seelen in seine Knechtschaft zu bekommen, hält ihnen der Satan die Selbständigkeit vor. Ein schönes Ziel, aber auf falschem Wege in Unabhängigkeit von Gott, und darum nur eine erlogene Selbständigkeit, die sich als Knechtschaft entpuppt.

Freiheit, Unabhängigkeit logen die Führer der Sozial-Demokraten im November 1918 mit echter Satanslist dem deutschen Volke vor. Die Betörten warfen die Waffen weg — und mit ihnen Königstreue, Gehorsam und Glauben. Unter der alten Regierung lebte der Deutsche frei, selbständig, in geordneten glücklichen Umständen. Dafür hat er eingetauscht eine Scheinfreiheit, die Sklaverei ist, Unordnung, Hunger und Not. Denn: Unabhängigkeit von Gott und göttlichem Gesetz ist Knechtschaft unter dem Joch der Bösen.

Unabhängig von Gott sein, das saß wie ein brennender Pfeil im Herzen. Und daraus folgte die erste Tat sünde, der Ungehorsam, und fort und fort die Lust zum Verbotenen, und das Misstrauen, das überall Bevormung, Kränkung des Rechts der Selbständigkeit sieht.

Was ist Sünde? Töricht wird oft so gefragt und töricht darauf geantwortet; — als wenn man ein langes Register von Taten machen müßte, die man dann alle der Reihe nach Sünde nennen kann. — Keineinige Tat an sich ist Sünde. Die einzelnen Taten, womit wir Gottes Gebote übertreten, sind nur einzelne Sündenfrüchte — die Sünde selbst aber steht in der Tiefe unsres Herzens: es ist die Lust, unabhängig zu sein von Gott, los von ihm, frei, selbständig. Das ist die Wurzel, woraus alle Lust zum Verbotenen kommt und alle Unlust zu Gottes Willen, alles Misstrauen, alle Zweifel, daß Gott es gut mit uns meine.

Aber Er, der selbst das vollkommene Ebenbild Gottes ist, kann es auch in dir wieder herstellen: Er ist der Lebensbaum, Jesus Christus. Wer von ihm und seinen Gnadenkräften sich durchdringen läßt, der wird so nach und nach lernen, sich wieder von Gott lieben zu lassen und ihn zu lieben in gläubigem Vertrauen und kindlicher Abhängigkeit. Wer gern abhängig geworden ist von Gott, der wird selbständig in ihm und wird fest stehen in seiner Lebendkraft aller Sünde gegenüber.

Lge.

Aus dem Leben der Lutherischen Kirche in Lettland

Von Anna Ratterfeld.

Wenn man auf der Reise nach Russland Riga, die Hauptstadt des jungen Staates Lettland, berührt und sich etwa vom Meere her dem Orte nähert, fällt jedem Kenner Deutschlands das urdeutsche Städtebild sofort in die Augen. Beim Anblick des scharfumrisseen Profils der Stadt mit den drei stolzen Türmen, St. Peter, dem Dom und St. Jakob, der heute eine so traurige Berühmtheit erlangt hat, meint man, eine der norddeutschen Hansastädte vor sich zu haben. Betritt man aber das Stadttinnere und liest die fremdartigen lettischen Aufschriften an Straßeneden und Firmenschildern, so wird es einem sofort klar, daß man es hier mit einem der verlorengegangenen deutschen Kulturgebiete zu tun hat, deren Zahl sich seit dem Ende des Krieges in so erschütternder Weise vermehrt hat, und dem vergeblichen Versuch eines Mehrheitsvolkes, das Kulturbild, das die deutsche Minderheit einst geschaffen, zu verwischen.

Dies zwiespältige Gepräge der Hauptstadt kennzeichnet gewissermaßen die kurze Geschichte des lettändischen Staates seit seiner Gründung vor bald fünf Jahren. Das ganze wirtschaftliche, kulturelle und politische Leben Deutschlands ist durchzogen von dem Kampf gegen das holdenständige Deutschbalten-tum, das doch seit sieben Jahrhunderten auch Heimatrecht hier an der Ostsee hat und dem Lande erst seine Kultur gegeben. Durch die Agrarrevolution und ein Gesetz, das den lettischen

Rubel gegenüber dem russischen Goldrubel um mehr als das Hunderfsache überbot, ist die Wirtschaftskraft des Deutschstums gebrochen, deutsches Eigentum wird auch in den Städten als herrenloses Gut behandelt, von der Heze gegen das Deutschstum lebt ein großer Teil der überzahlreichen lettischen Zeitungsschreiber.

Auch in der Kirche drohten diese Gegensätze eine unerträgliche Lage zu schaffen. Auf einigen Synoden ist es zu scharfen Zusammenstößen zwischen Letten und Deutschen gekommen, und vor zweihundert Jahren stand man hart vor einem unheilbaren Risse zwischen dem lettischen und deutschen Teil der lettischen lutherischen Landeskirche. Dann aber kam, für die meisten unerwartet, die Wendung zum Bessern, und mit diesem Dank gegen Gott, dem Herrn, haben wir es erleben dürfen, daß unser Christenglaube die Kraft hat, auch schärfste nationale Gegensätze zu überbrücken und unser lutherisches Bekenntnis sich als die Macht erwiesen hat, die Einigung in der Zertrennung schaffen kann. So herrscht heute in der lutherischen Kirche Lettlands voller Friede und eine schöne Einmütigkeit zwischen den Letten und Deutschen, die ihre Kirche liehaben und sich als Jünger eines Meisters grüßen, und die Lösung der nationalen Frage, die hier gefunden worden ist, könnte vorbildlich für alle andern kirchlichen Gemeinschaften sein, in denen sich die Wellen der völkischen Feindschaft noch nicht gelegt haben.

Die Bildung dieser gemeinsamen kirchlichen Front, ist äußerlich angesehen, wohl einem doppelten Umstande zu verdanken. Einmal dem, daß Gott der Herr in dieser entscheidungsreichen Zeit der lettändischen Kirche die rechten Führer geschenkt hat, die das Gebot der Stunde erkannten und über alle Hindernisse hinweg einander die Hand zum Frieden reichten. Typisch dafür ist die Bischofswahl auf der Frühjahrssynode 1923. Hier machte der zum Bischof der lettischen Kirche erwählte Lette, D. Irbe, den Vorschlag, auch seinem deutschen Amtsgenossen im Oberkirchenrat, D. Poelchau, den Titel „Bischof der deutschen Gemeinden“ zu geben, was von der gesamten Synode einstimmig angenommen wurde. Seitdem arbeiten diese beiden Männer, die auch die Kirche Lettlands auf dem lutherischen Weltkongreß vertreten haben, in schöner Gemeinschaft Hand in Hand am Aufbau und Ausbau der Kirche.

Dieser gesegnete Einfluß der Führer ist durch die politischen Ereignisse, die die Kirche in eine Verteidigungsstellung gedrängt haben und zur Kampfkirche gemacht, noch bedeutend verstärkt, und die kirchliche Front ist dadurch noch fester geschlossen worden, sodass es im Augenblick so steht, daß die kirchlichgezinnten Letten Schulter an Schulter mit den Deutschen im Kampfe für ihre Kirche einer Regierung und Volksvertretung gegenüber stehen, die sich nicht scheut um äußerer Vorteile willen, die noch dazu recht trügerisch sind, der katholischen Kirche eine ganz unglaubliche Vormachtstellung in dem dreiviertel lutherischen Lande einzuräumen. Auf Grund des Konkordats mit dem päpstlichen Stuhl hat Rom das Recht, eine Erzbischöfliche Kathedrale in fordern. Als solche hatte ein Teil der Volksvertretung die Jakobi-Kirche, eine der alten gotischen rigaschen Kirchen, auseinander, in der bereits seit 1522, also wenige Jahre nach Luthers Auftreten, das Evangelium gepredigt worden ist und in der zwei Gemeinden, eine deutsche und eine lettische, mit zusammen 12 000 Seelen, ihre Gottesdienste hatten. Trotz den einmütigen Protesten aller Gemeinden im eigenen Lande, trotz den Kundgebungen, die aus der gesamten evangelischen Welt bei der Regierung Lettlands einliefen, trotz der schreienden Ungerechtigkeit, die dadurch an der Jakobi-Gemeinde geübt wurde, ist die altehrwürdige Kirche den Katholiken übergeben worden.

Es ist dabei zu sehr unerträglichen und die lettische Regierung schwer kompromittierenden Szenen gekommen. Mit Gewalt sind die Kirchenschlüssel der Beschieferin genommen worden, von bewaffneten Polizisten ist die sich zum Gottesdienst sammelnde Gemeinde von ihrer Kirche fortgedrängt worden, und sie muß heute hier und da in weltlichen Lokalen in der Stadt ihren Gottesdienst halten.

Trotzdem die Katholiken sich schon seit dem Sommer in der Kirche festgesetzt haben, hoffte man doch noch durch einen Volksentscheid die Kirche zu retten und vor allem den auch noch weiteren lutherischen Gotteshäusern ausgestreckten katholischen Händen Einhalt zu gebieten. Anfang September war die Abstimmung. Leider ist die Beteiligung sehr flau gewesen. Von über 900 000 lettischen Bürgern haben nur wenig über 200 000 im Interesse der Kirche gestimmt, während allein in Schweden über 250 000 Unterschriften gegen die Übergabe der Jakobi-Kirche an die Katholiken gesammelt worden sind.

Zum Teil ist das betrübende Ergebnis eine Folge der wilden Agitation, die vom größten Teil der lettischen Presse gegen das Kirchengefetz entfaltet wurde. Doch aber nur zum Teil, denn in einem Volle, in dem die Kirche wirkliche Volkskirche ist, würde man auch trotz dieser Heze es verstanden haben, seine Kirche zu retten. Es ist eben nur ein Bruchteil des lettischen Volkes, das noch innerlich fest mit seiner Kirche verwachsen ist, und wenn förmliche Kirchenaustritte auch selten, so ist die Gleichgültigkeit doch erschreckend groß. Zeitweilig schien es überhaupt, als würde die lutherische Kirche in ihrem lettischen Teil auseinander fallen. Was wirklich warm gläubig war, sammelte sich, besonders im Westen Lettlands in den methodistisch gefärbten Gemeinschaftskreisen, und hier und da wählten Gemeinden Laien ohne eine irgendwie genügende Vorbildung zu ihrem Pastor. Daß die lettische lutherische Kirche dieser Gefahr nicht erlegen und heute wieder einen fest organisierten kirchlichen Körper bildet, ist zum großen Teil das Verdienst des lettischen Bischofs Tobe sowie einiger, in großem Segen wirkender lettischer Pastoren.

Eine ernste Frage bleibt immer noch die des theologischen Nachwuchses, da die theologische Fakultät der Rigaer lettischen Hochschule „interkonfessionell“ ist, also auch keinen Raum für lutherische Dogmatik und Systematik hat. Es ist zu hoffen, daß das Predigerseminar in Riga, dessen Gründung die Synode kürzlich beschlossen hat, diesem Mangel abhelfen und der lutherischen Kirche noch manchen glaubenstreuen Diener aus dem hochbegabten lettischen Volke schenken wird.

Ganz anders ist die Lage in den deutschen Gemeinden. Mussten die lettischen Gemeinden mit der Gründung des lettischen Staates überhaupt einen ganz neuen Anfang kirchlicher Selbstständigkeit machen, so galt es für die deutschen Gemeinden Gemeinden eine Umgestaltung von Grund aus, die in mancher Beziehung noch schwieriger als ein neuer Anfang ist. Hatten die Deutschbalten früher die unbedingte Führung im kirchlichen Leben, ja waren sie gewissermaßen die alleinigen Träger, so sahen sie sich jetzt in die Rolle einer nur widerwillig geduldeten Minderheit gedrängt und das einst blühende deutschbaltische kulturelle Leben bot den Anblick einer traurigen Trümmerstätte, die auch die Kirche mit bedekte. Die Bolschewistenherrschaft hatte in furchtbarer Weise unter den Pastoren aufgeräumt, über dreißig waren den Märtyrertod gestorben, andere nach Deutschland geflüchtet, die kirchlichen Liebeswerke waren zerstört oder, soweit sie unentbehrlich waren, in den Besitz des lettändischen Staates übergegangen, der Wohlstand der Deutschen vernichtet. Und aus diesen Trümmern sollte nun etwas Neues gebaut werden!

Es schien unmöglich und ist doch in überraschend kurzer Zeit mit Gottes Hilfe gelungen, und heute haben wir in Lettland wieder ein blühendes deutsches Gemeindeleben. In erster Linie ist das wohl dem Umstand zu danken, daß Gott auch den deutschen Gemeinden die rechten führenden Persönlichkeiten geschenkt. Ein großer Teil der deutschbaltischen Pastoren ist in den Gefängnissen der Bolschewisten oder in der Verbannung nach Sibirien während des Krieges geprüft worden, hat sich bewährt und wirkt nun in großer Kraft und warmem Glauben.

In den kleinen Städten, wo der Pastor meist zugleich Lehrer der deutschen Schule ist, steht die Kirche im Mittelpunkt des gesamten deutschen Lebens. Auch das Eintreten zur Rettung der Jakobi-Kirche ist bei den Deutschbalten ganz allgemein gewesen. An der Volksabstimmung zum Kirchenschutz haben sich etwa 95 Prozent aller deutschen Wähler beteiligt. In der theologischen Fakultät des Herderinstitutes in Riga, der kleinen deutschen Hochschule, die von der gesamten deutschbaltischen Bevölkerung getragen wird, haben die Deutschen aufs beste für die Ausbildung ihrer jungen Theologen gesorgt.

Am schwierigsten war die wirtschaftliche Frage zu lösen, da die meisten deutschen Gemeinden, außer in den drei größeren Städten, Riga, Libau und Mitau, sehr klein sind, vielfach nicht viel mehr als 150 Glieder zählen, und wie gesagt, der Wohlstand der Deutschen vollständig vernichtet ist. Zuerst haben auch hier die amerikanischen Glaubensbrüder in großzügiger Weise geholfen, und auch der Gustav-Adolf-Verein und die schwedische Kirche hat die deutschbaltischen Gemeinden wirtschaftlich unterstützt. So ist es gelungen, auch die kleinsten Gemeinden selbstständig zu machen, und jetzt, wo die Helfer sich andern, dringenden Nöten haben zuwenden müssen, steht das deutschbaltische Kirchenwesen ganz auf eignen Füßen. Natürlich kostet der Unterhalt des eignen Kirchenwesens für die kleinen Gemeinden sehr spürbare Opfer, und der Pastor, der in früheren Zeiten im Baltenlande meist aus dem Bollen schöpste,

muß es lernen, daß er im Dienst eines Herrn steht, der auf Erden „nicht hatte, da er sein Haupt hinlege“. Aber unter diesen Opfern wachsen Pastor und Gemeinde, und je größer die Opfer werden, die die Deutschen bringen müssen, desto mehr lernen sie es, was sie an ihrer lutherischen Kirche haben.

Ein Hilferuf.

An die deutschen evangelischen Glaubensgenossen in Brasilien richten wir hiermit nachstehenden Notruf:

Keine der deutschen evangelischen Landeskirchen ist zurzeit in so schwerer Bedrängnis wie unsere evangelisch-lutherische Landeskirche im Freistaat Sachsen. Bei ihr kommt zu sehr schweren Bedrängnis infolge der furchtbaren wirtschaftlichen Lage im ganzen deutschen Vaterlande noch die planmäßige und überaus harte Gewaltpolitik der gegenwärtigen politischen Machthaber in Sachsen. Seit Ausbruch der Revolution im November 1918 hat die sächsische Staatsregierung, gestützt auf eine ganz geringe Mehrheit im sächsischen Landtage unserer Landeskirche einen Hieb nach dem andern versetzt und zielbewußt an der Entchristlichung unseres öffentlichen Lebens, namentlich auch in den öffentlichen Schulen gearbeitet. Der schwerste Schlag aber, den unsere Landeskirche erfahren hat, ist die in allerjüngster Zeit erfolgte gewaltsame Beseitigung der beiden Führer unserer Landeskirche, des Herrn Präsidenten D. Dr. Böhme und des Herrn Vizepräsidenten Landesbischof D. Ihmels von ihren Posten im Evang.-luth. Landeskonsistorium durch zwangsweise Versezung in den Ruhestand. Dazu kommt, daß unsere Kirchengemeinden und insbesondere ihre Pfarrer hauptsächlich durch Staatsmaßnahmen in einer Weise ausgehungert worden sind, daß mehr als die Hälfte der evangelischen Pfarrer Sachsen zurzeit durch Arbeit in Banken, Konzernen, Fabriken und Bergwerken ihr Brot verdienen müssen und die kirchliche Arbeit insgesessen schwer daniederliegt. Die furchtbaren Notzstände in unserer Kirche, welche gegenwärtig herrschen, können kaum noch überboten werden.

Demgegenüber regt sich erfreulicherweise neuerdings auch in den Reihen unserer Kirche lebhaft die Selbsthilfe. In den einzelnen Kirchengemeinden werden fortgesetzt Nothilfe-Sammelungen zur Aufrechterhaltung der Arbeit und des Gemeindelebens veranstaltet.

Um nun auch die zentralen Arbeiten der Landeskirche zu stützen, hat sich soeben ein „Landeskirchlicher Notdienst“ gebildet, über dessen Grundsätze das heilige Blatt unterrichtet. Dieser Notdienst will die einzelnen Kirchengemeinden des Landes fortgesetzt beraten und überall helfend eintreten, wo dies nötig und möglich ist, ohne in die Arbeit und in die Aufgaben unserer Kirchenbehörden hemmend oder hindernd einzutreten. Eine große Zahl führender und einflussreicher Persönlichkeiten unserer Landeskirche hat sich ihm angeschlossen, ferner stehen hinter ihnen die wichtigen der kirchlichen Organisationen unseres Landes.

Allein bei den gegenwärtigen wirtschaftlichen Verhältnissen, die infolge des Brachliegens der Industrie in unserem Lande besonders schwer sind, ist es ganz unmöglich, ein solches Werk aus den in unserem Lande vorhandenen Mitteln zu finanzieren.

Wir wenden uns daher an die deutschen evangelischen Glaubensgenossen in Brasilien, mit denen uns seit Jahren besonders enge Bande verknüpfen, mit der herzlichen Bitte, unserer Landeskirche in diesem schweren Kringen beizustehen und den wertvollen Bruderdiest zu leisten, daß Sie unser Unternehmen finanzieren helfen.

Wir erteilen allen Geistlichen des Landes fortgesetzte Rat und Kunstdienst in allen kirchlichen Fragen, versenden gedruckte Schreiben an alle evangelische Pfarrer Sachsen, worin wir die gesammelten Erfahrungen für alle verwerten, halten Konferenzen ab, lassen durch unsere Redner Vorträge halten über brennende Fragen, stehen den Gemeinden und ihren Pfarrern besonders in ihren finanziellen Schwierigkeiten bei. Die Verarmung und der wirtschaftliche Druck sind aber jetzt bei uns im Lande so groß, daß ohne Hilfe vom Auslande gar nichts zu machen ist. Daher schicken wir den Glaubensbrüdern jenseits des Ozeans die herzliche und dringende Bitte: helft mit, daß unsere Landeskirche ihren Aufgaben genügen kann! Läßt es nicht geschehen, daß ihre Feinde triumphieren über ihren Zusammenbruch!

Wir sind gern bereit, die Glaubensbrüder über den Fortgang unserer Arbeit auf dem Laufenden zu erhalten und bitten unseren Hilferuf nicht ablehnen zu wollen. Es ist nur

die Not unserer Landeskirche, der wir gern helfen möchten, die uns dazu drängt.

Mit deutsch-evangelischem Gruße
Der Aktionsausschuß des Landeskirchlichen Notdienstes für Sachsen

J. A.: Pfarrer H. Kirchner.

Gaben erbeten an das Postscheckkonto Nr. 5691 des Volkskirchlichen Laienbundes Dresden. (Adresse: Dresden-A, Lützowstraße 1.) Postscheckkonto des Evangelischen Landespresserverbandes Dresden 2905. (Adresse: Dresden-A, Ferdinandstraße 19 II.)

Der vierte katholische Reichskanzler.

Nach Fehrenbach, Wirth und Cuno ist der Zentrumsabgeordnete Wilhelm Marx der vierte katholische Reichskanzler, der dem Deutschen Reich seit dem Verfassungsjahr 1919 beschert wird. Einzelne Umstände und Neuerungen der katholischen Presse zwingen, dem Kanzlerwechsel in seiner konfessionellen Bedeutung besondere Aufmerksamkeit zu widmen. Mitten in der Kanzlerkrise eilte der päpstliche Nuntius Pacelli aus München nach Berlin, um, wie die „Germania“ vom 27. November berichtet, Fühlung zu nehmen mit der Reichsregierung. Welcher Art ist diese Fühlungnahme in den aufgeregten Tagen der Kanzlerkrise wohl gewesen? Jedenfalls nicht eine solche rein kirchlicher Art, denn zur Verhandlung solcher Fragen wäre die Zeit schlecht gewählt gewesen. Die katholische Presse weist vor allem an Marx die religiöse katholische Überzeugung zu rühmen, die die Quelle seiner politischen Befähigung sei. Die Zentrumsabgeordnete H. Dransfeld hebt in einem Korrespondenzartikel hervor, daß das katholische Deutschland Marx vor allem als Präsidenten der katholischen Schulorganisation und als Vorsitzenden des Volksvereins für das katholische Deutschland kennt, als den Mann, der bei allen katholischen Veranstaltungen mit in vorderster Reihe steht und der als Katholik für seine Kirche und ihre Ziele kämpft. Die Augsburger Postzeitung vom 2. Dezember 1923 erinnert daran, daß Marx Ritter des päpstlichen Gregoriusordens sei und den Rang eines päpstlichen Komithurs bekleide. Was der deutsche Katholizismus vom vierten katholischen Reichskanzler erwartet, verrät die Zeitschrift eines katholischen Parlamentariers an die „Germania“ vom 2. Dezember 1923. Er richtet an die berufenen Vertreter der katholischen Weltanschauung im Staatsleben die ernste Frage, ob sie alles tun, was in ihrer Macht steht, um dem Katholizismus gerecht zu werden: „Erkennen sie die Zeichen der Zeit, stützen sie Männer von treufäthiger Gesinnung in vertrauensvollen Stellungen und sorgen sie für katholischen Nachwuchs? Was hier versäumt wird, ist unverbringlich verloren. Schwer ist die Verantwortung der Gegenwart, wenn die kommende Zeit keine überzeugten Katholiken in einflussreichen Stellen sieht, weil dann die Gegenwart allzu vertrauensselig alles dem Obsiegen der Tüchtigkeit und der Führung Gottes überlassen hat.“ Was also dieser Parlamentarier von Marx verlangt, ist die Fortführung der seit 1919 vom Zentrum so maßlos betriebenen katholischen Beamtenpolitik, vor der sogar Gustav Noske als einem nationalen Verhängnis warnte. Die „Germania“ berichtet an der Zuschrift des katholischen Parlamentariers, daß die Zentrumsparthei streng genommen nicht als berufene Vertretung der katholischen Weltanschauung anzusprechen sei. Das Zentrum ist „bekanntlich“ keine konfessionelle Partei. Aber das Blatt bestätigt durchaus, daß jeder einzelne katholische Abgeordnete „natürlich“ die Verpflichtung hat, die katholischen Interessen zu vertreten. Mit dieser jesuitischen Unterscheidung ist die Sache nicht besser gemacht. Sollte der vierte katholische Kanzler sich die im führenden Zentrumsblatt geäußerten Ansichten zu eigen machen, dann bedeutet seine Kanzlerschaft eine starke Belastung für den konfessionellen Frieden. Unter diese Belastung ist gewiß schon stark genug geworden dadurch, daß in dem Kabinett Marx von den elf leitenden Stellen der Reichsregierung sechs mit Katholiken besetzt sind. Ebenso sind die Posten des Leiters der Reichskanzlei und des Leiters der Pressestelle der Reichsregierung mit Katholiken besetzt worden. Der Osservatore Romano vom 2. Dezember 1923 begrüßt die Kanzlerschaft des Zentralführers außerordentlich warm und hofft von ihm insbesondere die Durchführung eines den Ansprüchen der katholischen Kirche genügenden Reichschulgesetzes. Auch der päpstliche Delegat für das Ruhrgebiet, Testa, fühlte sich bewogen, dem Reichskanzler durch ein Schreiben vom 2. Dezember seine persönliche Genehmigung auszusprechen.

Die schwedische Nachtigall.

Eine der gefeiertsten und größten Sängerinnen aller Zeiten war die im Juli 1887 verstorbene Jenny Lind, wegen ihrer wundervollen Stimme „die schwedische Nachtigall“ genannt. Sie erfreute mit ihrem einzigartigen Gesange nicht nur ihre Landsleute in Schweden, überall, wo sie auftrat, in Deutschland, England, Frankreich, Amerika usw., ergriff sie alle Herzen. Mendelssohn-Bartholdy, der große Musiker, sagte von ihr: „Sie ist eine der größten Künstlerinnen, die je gelebt haben, und die größte, die ich kenne“. Die Königin Marie von Hannover schrieb von ihr in ihrem Tagebuch: „Ich werde nie den ergreifenden und erhebenden Eindruck vergessen, welchen die in ihrer hehren Auffassung so unvergleichliche Sängerin auf alle, sogar auf solche, die nicht so leicht zu rühren waren, hervorbrachte. Kein Auge blieb trocken bei dem das Herz bis ins Innerste bewegenden Zauber dieser göttlichen Stimme, selbst die Mitwirkenden waren von Rührung übermannt. Mit einem Wort, solche Eindrücke kommen nie wieder.“ Ein anderer schreibt über sie: „Ihr Name gewann bald einen europäischen Ruf; sie wurde mit Gold und Ruhm überschüttet; Fürsten und Böller wetteiferten in ihren Gaben. Dichter besangen sie; mitten im Winter fehlte es ihr nie an Blumen.“ Aber nicht nur wegen ihrer wunderbaren Stimme waren alle, die sie hörten, von ihr hingerissen; große Sängerinnen hat es zu allen Zeiten gegeben. Die reine Seele, die in ihr war, harmonierte so mit ihrer reinen Stimme, daß keiner aus dem Theater, aus dem Konzertsaal, in dem sie gesungen hatte, hinwegging, ohne im Innersten gehoben und ergriffen worden zu sein. „Ich sah,“ schreibt eine Hörerin, „beim Eintreten ein einfaches Mädchen, aber als sie anfing zu singen, leuchtete ihr Antlitz wahrhaftig wie eines Engels Angesicht. Ich habe niemals etwas auch nur entfernt Ahnliches gesehen oder gehört.“ Der Dichter Andersen schildert den Eindruck, den ihr Aufreten machte: „Es tut einem wohl wie ein Kirchgang; man wird ein besserer Mensch, man fühlt, daß Gott in der Kunst ist. Man fühlt bei ihrem Aufreten auf der Bühne, daß es ein reines Gefäß ist, worin der heilige Geist uns gereicht wird.“

Das Geheimnis ihres tiefgreifenden Vortrages lag darin, daß sie nicht nur eine ausgezeichnete technisch auf der Höhe stehende Künstlerin, sondern auch eine gläubige Christin war. Ein hoher englischer Geistlicher erzählte ihr einmal, ein sterbender junger Mann habe ihm gesagt, der erste tiefere religiöse Eindruck auf sein Herz röhre von Jenny Lind her, als sie die Arie aus dem Messias: „Ich weiß, daß mein Erlöser lebt“, gesungen habe. Da blickte die gefeierte Sängerin den Geistlichen mit ihrem eigentlich leuchtenden und durchdringenden Blick an und sprach: „Ich habe diese Arie nie gesungen, ohne vorher zu beten, und was Sie mir erzählen, vernehme ich keineswegs zum ersten Male. Ich habe es schon oft mit heiligem Danke gegen Gott erfahren dürfen, daß mein Gebet Erhörung gefunden hat.“ Als sie den Vorschlag, in Amerika zu singen, angenommen hatte, schrieb sie an eine Freundin: „Ich gehe getrost hin und bitte meinen Gott aus vollster Seele, daß er mich auch fernerhin wie bisher mit seiner milden Hand begleiten möge und mir meine begangenen Sünden und Schwächen gnädigst verzeiche. Meine Bibel war mir immer notwendig, niemals zu mehr Trost als jetzt.“

Als gläubige Christin sah sie nicht nur in ihrer Stimme eine Gabe Gottes, sondern fühlte auch sehr wohl die Verantwortung, die ihr durch den Besitz einer solchen Gewalt über die Menschen anvertraut war. Darum machten weder der Ruhm noch der Reichtum, den sie durch die Kunst erntete, einen tieferen Eindruck auf sie. Ehrgeiz und Eitelkeit lagen ihr vollständig fern. Sie sah ihre Aufgabe darin, mit ihrer Gabe Gott und den Menschen zu dienen. Gott allein weiß, wie viele Seelen sie durch ihren wunderbaren religiösen Gesang erweckt, gehoben und gefördert haben mag.

Von dem Gelde, das ihr in reicher Fülle in den Schoß fiel, behielt sie nur so viel, als sie zu ihrer schlichten Lebensführung brauchte; das übrige verwandte sie für Arme und Kranke. Stets war sie bereit, mit ihrer Gabe andern Freude zu machen. Da ging in Kopenhagen, während sie dort auftrat, ein Mann nach schwerer Krankheit der Genesung entgegen. Ein Freund des Gesanges, bedauerte er sehr, daß er die gefeierte Sängerin nicht hören konnte. Sie, die Künstlerin, hörte von seinem Wunsch, und während die Glocken zur Kirche riefen, eilte sie in das Haus des Kranken, um mit ihrem Gesange Gottes Trost in seine Seele zu gießen.

Groß war ihr Ruhm in allen Ländern. 29 Jahre alt, stand sie in voller Kraft des Lebens, das noch vor ihr lag. Da erklärte sie eines Tages, nie wieder die Bühne zu betreten, auf der sie so große Triumphe gefeiert, auf der ihrer noch viel größere Triumphe warteten. Groß war die Trauer über ihren Entschluß. Aber sie hat ihr Wort gehalten. Nicht als ob sie etwa das Theater als Sünde angesehen hätte, sie hatte es ja gerade durch ihr Auftreten geweiht. Über die Aufführungen, die kleinen Eisversüchtelein, die Intrigen, wie sie sich vielfach im Theater breitmachten, die viele Unruhe, die das Theaterleben mit sich bringt, das Heimatlose des Bühnenlebens, all das stand im Gegensatz zu ihrem nach Frieden sich lehnenden Herzen, zu ihrer innerlichen Natur. „Ich bin müde an Leib und Seele“ — so erklärte sie ihren Entschluß, „aber an der Seele am meisten! Mehr an der Seele als am Leib!“ Kurze Zeit, nachdem sie die Bühne verlassen hatte, saß sie am Strand des Meeres, die Bibel auf den Knien, und schaute auf den herrlichen Sonnenuntergang. Da kam eine Freundin hinzu. Bald kam das Gespräch auf die Frage: „Wie kam es nur, daß Sie die Bühne mitten in ihren höchsten Triumphen aufgaben?“ Ruhig antwortete sie: „Weil sie mich täglich weniger an dieses (dabei legte sie den Finger an die Bibel) und gar nicht an jenes (dabei wies sie auf die untergehende Sonne) denken ließ. Wie konnte ich anders handeln?“ Es war also die Angst, den inneren Frieden zu verlieren, das Bedürfnis, um jeden Preis mit Gott in fester Gemeinschaft zu bleiben, was sie zu diesem Entschluß trieb. Jenny Lind hat seitdem noch oft gesungen, in Sälen und Kirchen, aber nie wieder auf der Bühne. Sie war sich auch weiter bewußt, daß ihre Stimme ein anvertrautes Pfund war, mit dem sie nach Gottes Willen treulich wuchern mußte. Wieviel Gutes hat sie auch weiter, ja noch mehr als vorher mit dem durch ihre Stimme Erworbene getan! Noch heute erinnert das Jenny-Lind-Kinderhospital in England an ihr treues, gütiges Herz. Gott zur Ehre und den Menschen zum Segen — das war ihr Grundsatz bis zur letzten Stunde, das war das Leben der berühmten, gefeierten Frau.

Interessante Eröffnungen über die Christliche Wissenschaft.

Von O. Höltgebäum, Rio Sellin.

Mir wurde dieser Tage mitgeteilt, es ginge das Gerücht, auch ich sei in die Gemeinde der Christlichen Wissenschaft eingetreten. Deshalb fühle ich mich verpflichtet, über eine Unterhaltung zu berichten, die ich vor einigen Wochen mit Herrn Schärer, dem Leiter dieser Gemeinde in Hammonia, hatte.

Ich traf Herrn Sch. bei einem seiner Mitglieder, das zu den Mitbegründern der Gemeinde hier gehört, sich also schon jahrelang zu derselben Christlichen Wissenschaft hält. Es fragte gerade Herrn Sch. die körperlichen Leiden, von denen es geplagt werde! Wir stritten, ob es die alte chronische Krankheit sei oder ob es nur vorübergehend wäre. Von da kamen wir auf die Bibel, aus der ja in jeder Versammlung der Christlichen Wissenschaft neben den Spezialbüchern vorgelesen wird. Ich war entsezt, aus Herrn Schärers Munde dieselbe Rede zu hören, welche Gottesleugner immerfort wiederholen: „in der Bibel gibt es sehr viel Widersprüche“. Als Beweis für diese Behauptung gab Herr Sch. I. Mose 4, 17 an: Adam und Eva seien nicht die ersten Menschen, nach dieser Stelle habe Raim in einem andern Lande Menschen gefunden und von diesen eine Frau genommen. Ich verwies ihn auf den Wortlaut des Textes: „Raim wohnte im Lande Nod jenseits Eden, gegen Morgen und erkannte sein Weib“, d. h. nichts anderes: er hat mit seiner Schwester, die er nach Nod mitgenommen hatte, die Ehe gegründet. Herr Sch. erklärte aber meine Auffassung als Wortsauberei; unter Adam sei nur der materielle Leib zu verstehen, der aus den Stoffen der Erde gebildet ist; den Adam der Geschichte gäbe es nicht! Herr Sch. fragte mich dann, ob ich an einen persönlichen Teufel glaube, worauf ich ihn auf Hiob, besonders Kapitel 1, verwies. Das ist auch alles geistig zu verstehen, behauptete Herr Sch.. Mit dem Satan seien nur die bösen Gedanken gemeint, die Hiob gehabt. Er habe gedacht, er könne all sein Hab und Gut und seine Kinder verlieren, und darum sei es dann auch so gekommen; ebenso war es mit der Gesundheit. Böse Gedanken seien eine große Macht; mit ihnen könne man sogar andere Menschen töten! Ich erwiderete, das solle er nur getrost bei mir probieren.

Ich fragte Herr Sch. auch, warum die Christliche Wissenschaft die Taufe verwerfe. Er antwortete, auch diese dürfe man nur geistig nehmen; eine Taufe habe es vor Konstantin dem Großen gar nicht gegeben, auch Christus sei nicht getauft! Ich erinnerte Herrn Sch. an eine ganze Menge Bibelstellen, nach welchen es eine wirkliche Taufe gab (vergleiche Luk. 3, 7, 16, 21; Apostelgeschichte 2, 38, 41; 8, 36; 9, 19; 10, 47, 48; 16, 33; 22, 16; Matth. 28, 19). Leute, die die Bibel nicht besser studiert haben, sollen doch nicht als Lehrer und Führer einer Gemeinde auftreten. Christus sagte: „wenn ein Blinder dem andern Blinden als Führer dient, dann fallen sie alle beide in die Grube“; und Paulus warnt auch vor Irrelehrer!

Schließlich kamen wir auf die Hauptlehre der Christlichen Wissenschaft: die Krankheit sei eine Lüge, sie existiere gar nicht, sie sei nur in der Einbildung der Menschen. So hat also Christus keine Krankheiten, sondern nur Lügen geheilt. Ich bestritt Herrn Sch. überhaupt den Erfolg der Heilungen durch die Christliche Wissenschaft. Wieviele sind trotz der Behandlung durch dieselbe gestorben, und diese haben zum Teil so zuverlässiglich wie ich selbst geheilen und andere bezeugt haben, an ihre Heilung geglaubt, wie W. H. aus dem Sellin und die junge Frau H. von Andios; und den E. K. aus dem Sellin habe Herr Sch. auch nicht geheilt, nur durch die Massage einer geschickten Frau sei er vor einem völlig steifen Bein bewahrt. Ich wollte ihm noch sagen, wie H. Sch. selbst bei dem E. K. zu Effig und Pirão gegriffen habe, obgleich doch die Blutvergiftung nur seiner Meinung nach in der Einbildung existiere; aber Herr Sch. schnitt jede weitere Erörterung ab, indem er, höchst erregt, Stube und Hof verließ unter dem oft wiederholten Rufe: „Lüge, Lüge, alles Lüge!“ Warum hat Herr Schärer mir nicht seine Heilungen aufgezählt?

Der Teufel und die Schule, oder: Wie muß man's anfangen, damit das Volk des Teufels werde?

Wenn ich der Teufel wäre, und die Leute wählen mich zum Deputierten und schicken mich nach Rio, wie tät ich es dann angreifen? Ich würde kurzweg den Antrag stellen, man solle die Schule von der Kirche gänzlich trennen; die Schule soll nichts mit der Religion und die Kirche nichts mehr mit der Schule zu tun haben. Eine Schule soll fürderhin nur noch eine Fabrik sein, wo den Kindern die Köpfe zugerichtet werden, damit sie recht pfiffig werden für die Welt und alles lernen, was Geld einbringt. Statt der Pflichten aber, mit denen einen die Religion plagen will, soll man in Zukunft nur noch die Rechte des Volkes lehren. Man soll daher statt des Katechismus nur die Verfassungsurkunde auswendig lernen lassen. Wenn dann ein Nebenteufel zu mir sagen wollte: „Du hast diesmal keine teufelsmäßige Gescheitheit gezeigt. Hättest du nicht einträglicher für die Hölle beantragen können, man solle die Bibel verbrennen, alle Kreuze weg schaffen, alle Sonntage Sums und Ball abhalten?“ Da gäbe ich zur Antwort: „Du verstehst nichts. Die Kinder nehmen am liebsten und leichtesten die Religion an, und sie ist in späteren Jahren schwer aus ihren Herzen auszurotten. Darum muß von unten herauf geholfen werden, damit das Volk des Teufels werde, und man muß das Christentum absperren von den Schulen und nicht hineinlassen.“ — Der Teufel ist ein kluger Mann. Lge.

Unser evangelisches Krankenhaus.

Der Jahresabschluß des Krankenhauses Santa Catharina, das unser Evangelischer Gemeindeverband gebaut, liegt wieder vor. Danach haben im vergangenen Jahre 686 Kranke Aufnahme gefunden, sieben waren am 1. Januar 1923 in Pflege gewesen. 25 sind gestorben, 651 haben das Haus als geheilt verlassen. Mit einem Bestande von 17 Kranke hat das neue Jahr 1924 begonnen. 8426 Pflegetage sind zu verzeichnen, also haben durchschnittlich täglich 23 Kranke im Hause gelegen, die Zahl der Tage, die die Kranke durchschnittlich bei uns verweilten betrug ungefähr 12.

Das sind nur eine Reihe trockener Zahlen, aber wer als Kranke oder auch nur als häufiger Besucher das Krankenhaus kennen gelernt, versteht, was sie besagen. Eine Fülle von Arbeit und Mühe, von selbstloser Hingabe steht darin, und es ist ein hohes Ehrenzeugnis für die Leitung des Mutterhauses in Wittenberg, daß unter den zahlreichen Schwestern, die es uns zugesandt hat, auch nicht eine sich als minder brauchbar erwie-

sen hat, so unähnlich das hiesige Arbeitsfeld dem in der Heimat ist. Wie den Lesern des Christenboten bekannt sein dürfte, ist eine sehr tüchtige, liebe Schwester, Anna Ziegler, im vergangenen Jahre nach kurzem schweren Leiden verstorben. Wir haben die Freude gehabt, die Oberin des Mutterhauses in Wittenberg, Schwester Bertha Dahm, ein paar Wochen hier zu haben, sie war nach Brasilien gekommen, um nach schwerem Siechtum neue Kräfte zu sammeln und hat, wie sie sagte, ganz besonders gern in Blumenau geweilt. Allen, die Gelegenheit hatten, sie kennen zu lernen, wird ihre stille freundliche und doch würdige Art, sich zu geben, unvergeßlich sein. Wenn man die „Frau Oberin“ kennt, begreift man, warum die Schwestern des Wittenberger Hauses so ganz besonders tüchtig sind.

Das wichtigste Ereignis im Krankenhouse war aber der Wechsel des Chefarztes. Herr Dr. Johnsen ist nach São Paulo gegangen, wo er sich übrigens nach dem Berichte eines Geistes aus Blumenau sehr wohl befindet und auch recht erfreulichen Zulauf hat. An seine Stelle trat Herr Professor Dr. Döniß. — Es tut nicht not, auch nur ein Wort über dessen Tätigkeit hier niederzuschreiben. Der sich täglich mehrende Zustrom der Kranken und die allgemeine Beliebtheit des Arztes wie des Menschen sind allgemein bekannt. —

Im Anschluß an den obigen Bericht möchte ich aber noch eine herzliche Bitte an alle Blumenauer, ebenso wie an alle anderen, die unserem Krankenhaus Freund geworden sind, richten: nämlich die Bitte um Unterstützung des Mutterhauses in Wittenberg. Dort werden die Schwestern ausgebildet, die in kommenden Jahren uns Hilfe sein sollen, wie es die jetzt hier anwesenden sind, da ist es doch wohl naheliegend, daß dem Hause recht reichlich geholfen wird. Die Zeiten sind für Deutschland schwer, am schwersten für evangelische Liebesanstalten und ohne Auslandshilfe kann das Mutterhaus nicht mehr bestehen. Der Frau Oberin sind in Porto Alegre und an anderen Orten große Summen als Geschenk für das Haus mitgegeben worden, vielleicht würde eine Sammlung bei uns, so viele es an sich schon sind, auch nicht unmöglich sein. N.

Kleine Mitteilungen.

Hungrernot ist das Schreckenswort in Deutschland. Viele Kinder nibbt es, die weder Brot noch Milch, weder Kartoffeln noch Fett erhalten, sondern von Kaffeersatz leben oder vielmehr elend zu Grunde gehen. In Dresden ist der sechste Teil aller Volksschüler an den Folgen des Hungers erkrankt. In Berlin kommen zahlreiche Kinder nicht mehr zur Schule, weil sie tagsüber im Bett bleiben, um den Hunger nicht so zu fühlen. Es steht fest, daß Tausende von deutschen Kindern dem Hungertode entgegengehen. Frankreich steht dem fastblütig gegenüber und predigt den Hass. So z. B. schreibt Léon Daudet, ein französisches Kammermitglied: „Meinetwegen mögen die Deutschen einander morden, in Städte zerhauen, lochen, auffressen; darin sehe ich kein Unglück.“ Im Gegenteil: vierzig Millionen Deutscher weniger, das scheint mir außerordentlich wünschenswert zu sein. Ich werde jeder Diktatur, Revolution, Hungernot oder Pest Dank wissen, die mein ungeduldiges Warten darauf befriedigt.“ Weiter kann man wohl nicht gehen. Das ist der Geist des Hasses, der jede Verständigung unmöglich macht. — Und trotzdem bringt es ein sozialdemokratischer Lehrer in Sachsen, mit Namen Arzt, fertig, im Landtag zu äußern: „Ich möchte lieber unter französischen als unter deutschen Bajonetten leben“. Warum erfüllt man seinen Wunsch nicht durch Abschub? Und solch ein „deutscher“ Mann gibt in deutschen Volksschulen Unterricht! Wie mag es um die vaterländische Gesinnung der Jugend bestellt sein, die solch seltsamem Vaterlands-„freund“ ausgeliefert ist?

In Russland vollzieht sich der Kampf gegen die christliche Religion jetzt so heiß, wie wohl an keiner Stelle auf Erden. Die Glaubens- und Gewissensfreiheit ist aufgehoben. Lenin hat bald, nachdem die Sowjets ans Ruder gekommen waren, den Ausspruch getan: „Der Kommunismus hat zwei Feinde in Russland. Der erste ist der Kapitalismus; mit ihm hoffen wir in zwei Jahren fertig zu werden. Der zweite Feind ist der viel schwieriger, und wenn es nicht gelingt, ihn zu überwinden, dann ist alles umsonst. Dieser Feind ist der religiöse Sinn des russischen Volkes.“ Jetzt ist man mit aller Energie dabei, diesen Kampf durchzuführen. Eine russische Zeitschrift „Der Gottlose“ zeigt auf der ersten Seite eine Leiter von der Erde zum Himmel. Unten liegen Paläste und

Kirchen in Trümmern. Auf der Leiter steigt ein Kommunist zum Himmel empor, um mit einem gewaltigen Hammer auch den Himmel in Stücke zu zerschlagen. Dort oben sind als Karikaturen Gott, Christus, der heilige Geist, Allah usw. dargestellt. Auf dem Blatte stehen Worte wie: „Mit den Zaren und Herren auf Erden sind wir fertig geworden; jetzt kommt ihr im Himmel dran“; „Generaloffensive gegen alle Religionen“; „Durchbruch der Himmelfront“. Wir aber zweifeln nicht daran, daß dennoch Christus den Sieg behalten wird und daß auch solch wahniniger Ansturm zum Bau seines Reiches dienen muß. Als kürzlich in einer großen Versammlung in Moskau „wissenschaftlich“ das Christentum widerlegt worden war, trat ein greiser russischer Priester auf und sagte: „Rechtgläubige, Christus ist auferstanden!“, und die tausendköpfige Versammlung antwortete einstimmig mit dem Ruf: „Er ist wahrhaftig auferstanden!“ — „Das sind die Unseren!“ Drei Missionare der Norddeutschen Missionsgesellschaft wurde als ersten deutschen Missionaren nach dem Weltkriege die Rückkehr in das jetzt englische Togo und Koldküste erlaubt. Mit obigem Ruf wurden sie von den Eingeborenen begrüßt. Ihre Reise gestaltete sich zu einem wahren Triumphzug. Wo sie durchliefen, strömten — oft von weit her — die Gemeindeglieder zusammen, ganze Ortschaften waren versammelt, Ehrenbogen aufgestellt. Fahnenwender begleiteten den Zug, der Häuptling von Alipasu kam den Reisenden mit Muset entgegen. Ein Heide versicherte: „Ich werden den 6. August des Jahres 1923, an dem ich euch wiedergesehen habe, nie mehr vergessen.“ Lge.

Aus unseren Gemeinden und für unsere Gemeinden.

Hammonia. In den Gottesdiensten um die Jahreswende hat der Geistliche um Gaben für die notleidenden Menschen seiner letzten deutschen Gemeinde Platthe in Pommern. Die Vorsitzende des dortigen Vaterländischen Frauenvereins, Frau von Eisenhart-Rothe, hatte ihm unter dem 16. November v. J. die Lage dort sehr herzbeweglich beschrieben. 125 Menschen hielten sich damals schon täglich ihr Mittag unentgeltlich aus der Notstandsküche, welche die umwohnenden Landwirte eingerichtet haben! Wieviel offenkundiges Elend! Wiel viel Elend dahinter in der Verborgenheit! — Die Gemeindeglieder haben die Bitte so erfüllt, daß der Geistliche dadurch tief bewegt worden ist. Die Kollekten in Hammonia brachten schon 41\$200; dazu sind an Einzelgaben gekommen (manche gaben doppel!): 93\$200; aus Neu-Bremen ergaben Kollekten und Einzelgaben den Betrag von 31 \$; vom Krauel 23\$020; vom Rafael fürs erste 8\$140; vom Sellin 7\$500; Canellabach Einzelgaben 3 \$, Scharlach 8\$640. Hinzu wurden noch gefügt: Kollekten und Gaben von früher her für deutsche Not vom Scharlach 10 \$, vom Uru 3\$640. So konnten wir für 225 Milreis drei Kisten von dem Arbeitsausschuß für Liebesgaben sendungen abschicken. In jeder Kiste sind in garantiert vor Verderben sicherer, guter Qualität: 15 Kg. Rohzucker, 15 Kg. Reis, 10 Kg. Schmalz, 5 Kg. Honig und 7 Kg. Orangenmus. Wie werden die Gesichter von Jung und Alt in Platthe strahlen, wenn die Gemeindeschwester Luise von diesen Schätzen hierhin gibt und dorthin gibt — vielleicht öfter als Helfer in höchster Noth! Gott segne Geber und Belebte!

P. Grimm.

• Für den Familiensch. •

Die Blinde.

Eine Berliner Novelle von Max Kreyer.

(Fortsetzung.)

Und er fuhr, seine Worte wiederholend, fort: „Ja, es wird nicht lange dauern, und du wirst sie wieder sehen, mein Kind. Alles wirst du sehen, die Menschen, die Häuser, die Sträucher und auch den Badding, der dann zum närrischen Kerl werden wird, sodass sie to Hus mit dem Finger nach der Stirn zeigen werden, wenn er ihnen von Berlin vertellen wird und dabei sagt, man habe ihn zum Großwürdenträger ernennen wol-

len, er aber habe es mit den Worten ausgeschlagen: das könne ihm nun nichts mehr nützen; er könne nicht reicher, glücklicher und zufriedener gemacht werden, als er es jetzt sei, er, Fritz Grimbkow aus Parnewitz in Mecklenburg. Hahaha — lach sie nur lachen, Grimbkow weiß was er hat, und was er hat, das hat er. Das soll woll sein! Verstehst du, min Döchting?“

„Ja, min Badding.“

Und er pfiff leise vor sich hin, als Zeichen einer gewissen zufriedenen Stimmung, die alles Fehlschlagen der Hoffnung, die er auf seine Anwesenheit in Berlin setzte, im Vorhinein ausschloß.

Dann fand er Gelegenheit laut aufzulachen, sodass Ina sofort wußte, worum es sich handele. Er müsste sich, wenn er irgend etwas Lächerliches auf der Straße erblickte. Der Humor des Mecklenburgers kam dann zum Vorschein.

„Papa, was hast du gesehen?“ fragte sie ihn. Er zähle mir.“

Er lachte erst weiter: „O, es war weiter nichts! Eine olle Fru geht wie een Papagei gekleidet: gelbe Butterblomen up 'ne grüne Wiese.“

Und Ina lachte mit, während er in seiner derben Art die lächerliche Erscheinung weiter kritisierte.

Nun waren sie wieder in das beste Fahrwasser gekommen, indem er aufs Neue „wie ein Buch“ sprach. Sie lauschte still, während er erzählte, was seine blauen Augen rechts und links sahen. Abwechselnd führte sie den Strauß mit Rosen ans Gesicht, um sich an ihrem Duft zu berauschen.

„Da drüber steht ein Haus, da möchte ich schwören, daß Gomberts in ihm wohnen, wenn ich nicht wüßte, daß es kein Wunder mehr gibt, und daß wir hier im großen Berlin sind und nicht im kleinen Parnewitz. Es sieht auf ein Haar so aus: gelb gestrichen mit Ephu bis zum Dach, und einer kleinen Veranda, die weit in den Vorgarten geht. Ob du dich wohl erinnern kannst, Ina? Es sieht heute noch so aus wie damals vor Jahren, als —

„Ja, Papa, ich entsinne mich noch ganz genau. Es war zur Zeit, als ich anfing, böse Augen zu bekommen. Gomberts Junge war viel älter als ich, aber wir spielten immer zusammen. Er war immer sehr gut zu mir; einmal wäre ich beinahe unter das Mühlrad gekommen, wenn er mich nicht davor bewahrt hätte. Weißt du noch? Es war gerade an meinem Geburtstage und Mama, die damals noch lebte, hatte uns Kuchen gebacken.“

Sie blieb mit der Gewohnheit erblindeter Menschen stehen, neigte ihren Kopf nach hinten und richtete die glanzlosen Augen nach der anderen Seite der Straße, als sei sie imstande, alle von ihrem Vater erwähnten Einzelheiten deutlich zu erkennen.

Und während diesen plötzlich wieder eine tiefste Stimmung ergripen hatte, die daran war, ihm das Auge feucht zu machen, fuhr sie wie jubelnd fort:

„Aber Papa, da fällt mir ein — weißt du, auf Gomberts Dach war ein Taubenschlag, gewiß, ich weiß es ganz genau, ganz oben an der linken Seite. Ist der da drüber auch zu sehen?“

Nun glitt wieder ein breites Lächeln über sein gebräuntetes Gesicht. Wie lebhaft sie sich noch des Hauses erinnerte, das dem ihrigen geradeüber lag, und das sie als Kind zum letzten Mal gesehen hatte!

„Auch das stimmt, Ina; wirklich und wahrhaftig, da oben links ist ein Taubenschlag zu sehen.“

„Wie merkwürdig, Papa!“

Nun trat, als sie weiterschritten, für beide eine längere Pause ein. Er war sehr ernst geworden und schien in diesem Nachdenken versunken. Eine Mißstimmung überkam ihn plötzlich, die er selbst bei sich hervorgerufen hatte. Weshalb musste dieses Haus da drüber eine so frappante Ähnlichkeit mit demjenigen Gomberts haben, daß er sich durch diese Überraschung genötigt sah, den Namen laut auszusprechen, den er haßte, verabscheute, weil sich an ihn Bitternisse seines Lebens knüpften?

Er fuhr mit seiner großen Hand über's Gesicht, um böse Gedanken zu verschrecken; dabei entfuhr ihm ein tiefer, kaum hörbarer Seufzer. Ina wußte, so seufzte er immer, wenn er an etwas dachte, was seit Jahren schwer seine Seele bedrückte und worauf er ihr stets die Antwort schuldig blieb, so oft sie ihn danach fragte. Das war das einzige Geheimnis, was er vor ihr zu verbergen hatte. Untrügliche Andeutungen hatten darauf hingewiesen, daß der verstorbene Mühlenbesitzer Gombert in engster Verbindung mit diesem Geheimnis stehen müsse. Dunkle Erinnerungen aus ihren Kinderjahren, aus jenen ersten

trüben Tagen, wo sie Wochen lang im dichtverhangenen Zimmer weilen mußte, um ihre Augen zu schützen, tauchten bei solcher Gelegenheit wie heute vor ihr auf, zauberten verworrene Bilder vor ihre Seele, die ihr heute selbst als erwachsenes Mädchen nur Dinge ahnen ließen, von denen sie als Kind gar nichts verstand.

Sie war zwölf Jahre alt, als ihre Mutter starb, die eine sehr schöne Frau war und als solche nicht nur in Parnewitz, sondern auch in der weitesten Umgebung sehr verehrt wurde. Namentlich die jungen Gutsbesitzer, die geschäftlich auf der Mühle zu tun hatten, waren besonders höflich und aufmerksam gegen sie, sagten ihr die schönsten Schmeicheleien. All' dessen konnte sich Ina noch sehr gut entsinnen. Sie sah die jungen Herren im Geiste in ihren leichten Gutswagen oder zu Pferde vor der Mühle halten; Jochen, der alte Knecht, der sie auf den Armen getragen hatte, trat in seiner gewohnten Weise linsisch und schlaftrig hinzu, um für Wagen und Pferde zu sorgen. Inzwischen hatte der Herr Gutsbesitzer auch schon ihrer schönen Mutter die Hand gefüßt und sie mit Artigkeiten überzettet.

Im Geiste hörte dann auch den Vater zeitweilig poltern und fluchen, hatte auch ihn vor Augen, der in seiner Erscheinung das gerade Gegenteil von ihrer Mutter war: vierströsig und knochig, mit einem stets bärbeißig dreinblickenden Gesicht, den schlechtesten Hausrock auf dem Leibe, die stets mit Mehl bestaubte Mütze auf dem Kopf.

Es passte ihm nicht, daß sein hübsches junges Weib so oft andern Männern gegenüber beim Lachen ihre weißen Zähne zeigte, die Artigkeiten so hinnahm, als lämen sie von ihrem Manne. Sie lächelte dann hell auf und nannte ihn einen eifersüchtigen Bären, der gar nicht wisse, wie hübsch er ihr erscheine, wenn er so über die Mahlen fluche und foltere und auf die vornehmen „Scharwenzler“ schimpfe. Ob er denn nicht wußte, daß all' diese Leute ihre Kunden wären, und daß man sich die guten Kunden halten müsse; sie allein befürmerte sich doch ums ganze Geschäft. Dann kam ein Wort ins andere und sie wurde sehr ärgerlich. Er möge sich nur um seine Gesellen hinten in der Mühle bekümmern, das wäre schon viel vernünftiger als sie immer mit seinem Verdachte zu kränken, meinte sie dann sehr aufgebracht und warf laut schallend die Türe hinter sich ins Schloß, während er grimmig wieder der Mühle zuschritt. Nach einer Weile kehrte dann Fritz Grimkow nach dem Vorderhause zurück und gab seiner Frau allen Ernstes einen herzigen Kuß. Er war dann mit einem Male sehr kleinlaut geworden. „Ich bin ein nährischer Kerl,“ sagte er dann wohl und gab ihr den zweiten und dritten Kuß. Damit war dann sein Blut wieder ruhig geworden, bis es bei der nächsten Gelegenheit, die am andern Tage gewöhnlich schon kam, wieder in Hize geriet und die leidige Eifersuchtsszene sich wiederholte.

Nun gehörte auch August Gombert zu den täglichen Freunden des Hauses. Er war Witwer und ein sehr stattlicher Mann. Zwischen ihm und Grimkow bestand immer eine gewisse knurrende Freundschaft. Die frankhafte Einbildung des ehrlichen Mühlensitzers ließen ihn in jedem Menschen, der seiner Frau nur die geringste Aufmerksamkeit erwies, einen Verräter wittern, und August Gombert gegenüber trat das besonders zu Tag. Es kam die Zeit, wo Grimkow äußerst schweigsam wurde, anfang die Menschen zu meiden und mit einer Verschlossenheit umherging, die etwas zu bedeuten haben mußte und die seine Frau in Unruhe versetzte.

Eines Abends, es war mitten im Sommer, lag Ina wie gewöhnlich mit ihren bösen Augen im dunklen Zimmer, zu dem kein Strahl der untergehenden Sonne seinen Weg fand, als sie vom Wohnzimmer ihrer Eltern her heftigen Zank derselben vernahm, der sich immer lauter und erbitterter steigerte. Besonders die zornige tiefe Stimme ihres Vaters drang vernehmbar zu ihr herein.

„Ich will das nicht, daß Du das tust, das ist ein Schimpf für mich,“ hörte sie ihn ganz deutlich sagen. Ihre Mutter sprach dagegen. Das mußte ihn noch mehr gereizt haben, denn er schrie immer lauter, schlug hintereinander auf den Tisch und rief dann die Worte: „Ehrloses Weib!“ Nun vernahm Ina einen lauten Schrei ihrer Mutter, hörte sie jämmerlich schluchzen und fing nun in ihrer kindlichen Herzengang selbst an zu weinen, sprang aus dem Bett und lief auf ihren nackten Füßchen hinüber zu den Eltern. Hier sah sie die Mutter auf dem Sofa sitzen, die Hände vor die tränenden Augen geschlagen und den Vater am Fenster stehen, wie er den Arm auf den Rahmen, den Kopf in die Hand stützend, mit finsterem Blid hinausschaute fest auf das gegenüberliegende Haus, als

wollte er es verschlingen und mit seinen blitzesprühenden Augen vernichten. Ina lief sofort auf ihre Mutter zu, die sie in ihre Arme schloß; der Vater aber, als er das sah, drehte sich um und sagte bestehend: „Komm her, Kind, zu mir, zu deinem Vater, hörst du?“ Die Mutter aber ließ sie nicht los und so weinten sie und ihr Töchterchen eine Weile miteinander.

Diese Szene stand Ina besonders lebhaft vor dem geistigen Auge. Nach diesem Vorfall passierten dann merkwürdige Dinge. Als die kleine Patientin wieder hinaus ins Freie durfte, wie gewöhnlich zu Gomberts hinüber wollte, um ihren jungen Freund zu begrüßen, fand sie weder Vater noch Sohn vor. Der Mühlensitzmeister hatte sein Haus verkauft und war nach der Hauptstadt gezogen. So oft und laut sie auch hintereinander den alten Ruf: „Reinhold, ich bin im Garten,“ erkönne ließ — keine Antwort kam. Fremde Leute stellten oben zu den Fenstern die Köpfe heraus und wunderten sich augenscheinlich über des Kindes fortwährendes Rufen.

Zwischen Vater und Mutter war eine tiefe Entfremdung eingetreten, doch blieb die Liebe beider zu Ina, ihrem einzigen Kinde, die gleiche herzige; namentlich der Vater war ihr inniger denn je zugetan. Gestern, wenn sie das dunkle Zimmer wie gewöhnlich hütten mußte, sie vom Schlummer die Augen öffnete, sah sie ihn vor ihrem Bettchen sitzen, wie er ihre Hand in der seinigen hielt, sich über sie gebeugt hatte und sich mit dem Ärmel seines Rockes die Tränen aus den Augen wischte. Ein ander Mal war es die Mutter, die vor ihr saß und dasselbe tat. Sie war jetzt ebensso schweigsam geworden wie ihr Mann, blieb sehr gleichgültig, wenn wie gewöhnlich die Gutsbesitzer der Umgegend ihr die bekannten Schmeicheleien und Artigkeiten sagten, und fand nicht wie sonst ihr lautes helles Lachen über die Narrheiten der galanten Kunden. Nach einem halben Jahre, bei der Geburt eines Knäbleins, starb sie, das Kind wenige Tage darauf. Die ganze Nacht hindurch hörte sie den Vater schluchzen und weinen; und im Schlafe träumte sie, er stände vor ihrem Bettchen und täte dasselbe. Seit diesen Unglücksstagen wurde er noch verschlossener und stiller als zuvor. Er mied die Nachbarschaft, lebte nur für sich und sein Kind, arbeitete dabei wacker, schuf sich einen großen Wohlstand, blieb aber ebenso einfach und anspruchslos wie zuvor, ging nur auf in dem Bestreben, die Zukunft seines einzigen Kindes freudvoll und glücklich zu gestalten.

Nun lagen Jahre dazwischen, und der Zufall hatte Vater und Tochter in Gedanken denselben Weg in jene Zeiten zurückgeführt, und ließ sie sich mit Personen beschäftigen, die bei beiden die verschiedenartigsten Empfindungen hervorriefen. Von Gomberts hatte man nie mehr etwas gehört; so wenigstens hatte Ina von ihrem Vater erfahren, ohne zu wissen, daß er ihr gründlich jede Mitteilung darüber verschwiegen.

Heute fand sie sich innerlich gedrängt zu der Frage:

„Was mag wohl aus Reinhold geworden sein, Papa? Er sollte studieren und wollte immer nach Rostock. Er war ein sehr kluger Junge, und ich glaube gewiß, daß aus ihm etwas Gescheites geworden ist oder doch noch werden wird. Er sagte immer, daß das auch der größte Wunsch seines Vater sei, der genug habe, das durchzusehen.“

Ein urplötzlich kurz abgebrochenes Lachen kam über Grimkows Lippen.

„Gemeine Brählhänse,“ stieß er hervor, aber so knurrend und unverständlich, daß Ina nur ein rauhes Gemurmel hörte.

Eine Minute lang war er mit sich im Unklaren, wie er die Frage Inas beantworten sollte. Die tiefe, unsagbare Liebe, die er für sein unglückliches Kind hegte, ließ ihn die Wahrheit sagen. Er hatte wohl von Gomberts etwas erfahren: daß der Alte im vorigen Jahre, nachdem er sich noch einmal verheiratet und in der mecklenburgischen Residenz eine gewisse Rolle gespielt hatte, gestorben sei, daß sein Sohn in Rostock eine Zeitlang Medizin studiert hatte, um Arzt zu werden, und dann nach Berlin gegangen sei; aber Grimkow wollte von jetzt ab durch nichts mehr an den ihm verhaschten Namen erinnert werden. Was der Vater, den er seinen intimsten Freund nannte, einst an ihm gesündigt hatte, daß mußte in seinen Augen dem Sohne entgolten werden.

„Nein“ volterte er rath hervor, in einem Tone, wie Ina ihn seit langer Zeit nicht von ihm vernommen hatte.

Im nächsten Augenblick fand er einen Ableiter für seine aufbrausende Stimmung. Vor einem Bretterzaune, dem Eingang zu einem Bierlokal, erblickte er eine armselig gekleidete erblindete Frau, die, von einem Knaben an der Hand geführt, mit halblauer Stimme den Vorübergehenden Streichhölzer zum Kaufe anbot. Das war ein Anblick, der ihn im-

mer tief berührte. Er fasste in die Tasche und warf der Leidensgefährtin seiner Tochter im Vorbeigehen ein Geldstück in den Korb. Jetzt hatte er wieder eine gute Tat vollbracht, nun konnte er aufs Neue heiter sein, die Phantasie Inas durch seine laut geäußerte Beobachtung anregen.

Dann geriet er aber doch in eine arge Verlegenheit, als seine Tochter ihn fragte:

„Wie kleiden sich denn jetzt die Damen, Papa? Ich möchte wohl wissen, was für eine Mode herrscht.“

Auf eine solche Frage war er nicht vorbereitet. Er, Fritz Grimböll, von dem in ganz Parnewitz bekannt war, daß er den altfränkischsten Rock von der Welt trüge, sollte über die neuesten Moden der Damen Auskunft geben! Wenn nur Ina sein Gesicht in diesem Augenblide hätte sehen können!

„Jo, mein Kind —“

Mit der Linken fachte er nach seinem Ohr, kratzte sich dort und schob dann verlegen seinen Hut in die Höhe.

„Jo, mein Kind,“ wiederholte er unter einem mehrmaligen Häuspern. Er schaute rechts, er schaute links, als müsse ihm plötzlich jemand zu Hilfe kommen, um seiner Tochter, der er jeden Wunsch gewährte, auch diesen zu erfüllen. Dann blickte er hinter sich und vor sich die Straße entlang, die um diese Zeit sehr wenig von Lustwandelnden belebt war, und wandte auch seine Augen nach der andern Seite.

Endlich sagte er mit der rührenden Miene eines Kindes:

„Jo, mein Mädel, dußle Sachen versteh ich nich un truu mi nich daran totippen, awer id seh, dat ene Fru 'ne Tüllmüh oppen Ropp un en swart Kleed anharr. Das soll woll sein,“ lehnte er befriedigend hinzu glücklich darüber, über diese anstrengende Arbeit hinweggekommen zu sein.

Ina brach in ein lautes helles Lachen aus. „O, Papa,“ sagte sie dann mit Humor, „das ist ja eine schrecklich einfache Tracht. Gehen denn alle Damen so gekleidet?“

Er merkte den harmlosen Spott, der ihn traf und lachte nun selbst recht herzlich und laut vernehmbar.

„Alle? Daz ich nicht wußte. Ich sprach nur von einer alten Frau, die vor uns geht und einen Kinderwagen schiebt. Die vornehmen Dam's sind gewiß noch nicht uit den Federn.“

Als sie sich wieder in den belebten Straßen und in der Nähe ihrer Wohnung befanden, sagte Grimböll ganz laut: „Guten Tag, mein Herr,“ und zog höflich vor einem Vorübergehenden, der ihn zuerst gegrüßt hatte, den Hut.

(Fortsetzung folgt.)

Liebesgaben.

Für die hungernden deutschen Studenten erhielt ich: Un- genannt 15\$000, Christian Hansen 1\$000. Herzlichen Dank. Weitere Gaben erbeten an

Pastor Goosmann, Badensfurt.

Kirchennachrichten.

Evangelische Gemeinde Blumenau.

Sonntag, 3. Febr., 9 Uhr vorm., Gottesd. in Gaspar; 8 Uhr abends, Gottesd. in Blumenau.

Sonntag, 10. Febr., 9 Uhr vorm., Gottesd. in Blumenau; 3 Uhr nachm., Gottesd. in Itoupava Norte..

Sonntag, 17. Febr., 9 Uhr vorm., Gottesd. am Bahú; 2 Uhr nachm., Gottesd. in Belchior.

Sonntag, 2. März, 9 Uhr vorm., Gottesd. in Ruhland; 8 Uhr abends, Gottesd. in Blumenau.

Sonntag, 9. März, 9 Uhr vorm., Gottesd. in Blumenau.

Sonntag, 16. März, 9 Uhr vorm., Gottesd. und heil. Abendmahl in der Garcia.

Sonntag, 23. März, 9 Uhr vorm., Gottesd. und heil. Abendmahl in der Belha; 8 Uhr abends, Gottesd. in Blumenau.

Sonntag, 30. März, 9 Uhr vorm., Gottesd. und heil. Abendmahl in Itoupava Norte, 8 Uhr abends, Gottesd. in Blumenau.

An jedem Montag in Blumenau, Mittwoch in Altona, Donnerstag bei Alfred Beims in der Belha, Freitag in Itoupava-Norte findet nachmittags 3 Uhr Religionsunterricht statt. An jedem Sonntag, eine Stunde vor Beginn der Gottesdienstzeit, Kindergottesdienst in Blumenau.

Die Gottesdienste beginnen um 9 Uhr.

Pfarrer Neumann.

Vereinigte Evang. Kirchengemeinde Itoupava.

Sonntag, 3. Febr. Konfirmation mit Beichte und heil. Abendmahl in Serafim.

Sonntag, 10. Febr., vorm. pünktlich 9 Uhr, Delegiertenversammlung in Itoupava; 3½ Uhr nachm., Gottesd. in Rio Bonito.

Sonntag, 17. Febr., Gottesd. in Itoupava..

Sonntag, 24. Febr., Gottesd. in Itoupava-Rega.

Sonntag, 2. März, Gottesd. mit Beichte und heil. Abendm. in Untere Massaranduba.

Sonntag, 9. März, Gottesd. mit Beichte und heil. Abendm. im 13. Mai.

Sonntag, 16. März, Gottesd. in Itoupava.

Sonntag, 23. März, Gottesd. in Itoupava-Rega.

Sonntag, 30. März, Gottesd. mit Beichte und heil. Abendm. in Jacu-Ássú.

Die Gottesdienste beginnen um 9½ Uhr vorm.

Pfarrer Ollas.

Vereinigte Evangelische Gemeinde Badensfurt.

Sonntag, 3. Febr. Gottesd. in Encano do Norte.

Sonntag, 10. Febr., Gottesd. in Badensfurt.

Sonntag, 17. Febr., 9 Uhr vorm., Gottesd. in Alto Rio do Testo.

Mittwoch, 20. Febr., 9 Uhr vorm., Generalversammlung der Delegierten der Pfarrergemeinde in der Kirche zu Badensfurt.

Sonntag, 24. Febr., 9 Uhr vorm., Gottesd. in Badensfurt.

Sonntag, 2. März, 9 Uhr vorm., Gottesd. in Fortaleza.

Pfarrer Goosmann.

Evangelische Gemeinde Pommerode.

Sonntag, 3. Febr., Gottesd. in Obere Rega.

Sonntag, 10. Febr., Gottesd. in Rio Serro.

Sonntag, 17. Febr., Gottesd. in Testo Central.

Sonntag, 24. Febr., Gottesd. in Pommerode.

Die Gottesdienste beginnen morgens um 9 Uhr.

Pfarrer Langbein.

Evangelische Gemeinde Timbo.

Sonntag, 10. Febr., Gottesd. in Benedutto Novo.

Sonntag, 17. Febr., Gottesd. in Rio Adda.

Sonntag, 24. Febr., Gottesd. in Carijos.

Sonntag, 2. März, Gottesd. und heil. Abendmahl in Freiheitsbach.

Sonntag, 9. März, Gottesd. in Timbó; danach Kinder-gottesdienst.

Sonntag, 16. März, Gottesd. und heil. Abendmahl in Rio Adda.

Sonntag, 23. März, Gottesd. und heil. Abendmahl in Benedutto Novo.

Sonntag, 30. März, Gottesd. und heil. Abendmahl in Cedro Alto.

Pfarrer Höhfeld.

Evangelische Gemeinde Hammonia.

Sonntag, 3. Febr., 10 Uhr vorm., Gottesd. in Serra do Mirador.

Sonntag, 10. Febr., 10 Uhr vorm., Gottesd. in Scharlach.

Montag, 11. Febr., 8 Uhr abends, Gottesd. in Sandbach.

Dienstag, 12. Febr., 8 Uhr abends, Gottesd. in Taquaras.

Freitag, 15. Febr., 8 Uhr abends, Gottesd. in Unt. Rafael.

Pastor Grimm.

Evangelische Gemeinde Bella Aliança.

Sonntag, 3. Febr., 9 Uhr vorm., Gottesd. am Trombudo.

Sonntag, 10. Febr., 9 Uhr vorm., Gottesd. am Südarm.

Sonntag, 17. Febr., 9 Uhr vorm., Gottesd. am Mosquito.

Sonntag, 24. Febr., 9 Uhr vorm., Gottesd. im Matador.

Pfarrer Han.

Evangelische Gemeinde Itajahy.

Sonntag, 24. Febr., 8 Uhr Gottesd. in Itajahy; danach Jahresversammlung.

Pfarrer Ratsch.

Evangelische Gemeinde Brusque.

Sonntag, 3. Febr., Gottesd. in Brusque; danach Kinder-gottesdienst.

Sonntag, 10. Febr., Gottesd. in Brusque.

Sonntag, 17. Febr., Gottesd. in Brusque; danach Kinder-gottesdienst.

Sonntag, 2. März, Gottesd. in Brusque.

Pfarrer Ratsch.